

Kurt Eisner - Revolutionär des Alltags

Vortrag Klaus Weber / 7.11.2008 - München

Die Revolution

Am 14. Oktober 1918 wird Kurt Eisner aus dem Gefängnis München-Stadelheim entlassen. Inhaftiert war er wegen seiner führenden Beteiligung am großen Streik der Münchener Arbeiter im Januar 1918. Dreieinhalb Wochen nach seiner Entlassung ist er bayerischer Ministerpräsident. Er bleibt es bis zum 21. Februar 1919, dem Tag, als er bei einem Attentat des rechtsnationalen Grafen Arco auf Valley ermordet wird.

Kurt Eisner wird zum Anführer der revolutionären Bewegung im Herbst 1918 vor allem deswegen, weil die bayerische Sozialdemokratie nichts gegen die Monarchie, gegen die Kriegstreiber und -profiteure unternehmen will. Der Gegenspieler Eisners als USPD-Kandidat ist der SPD-Landtagsabgeordnete Erhard Auer: Beide treten als Kandidaten für die Nachfolge des bayerischen Reichstagsabgeordneten Georg von Vollmar an, der aus gesundheitlichen Gründen sein Mandat im Reichstag aufgibt und damit eine so genannte „Reichstagsersatzwahl“ notwendig macht. In Graus Eisner-Biografie wird die Wahlkampfsituation beschrieben:

„Eisner stürzt sich sofort in eine rastlose Wahlkampf­tätigkeit. Dabei kommt ihm entgegen, dass in München ... ein hochsensibles politisches Klima herrscht. Dies zeigt sich nicht zuletzt daran, dass schon seine erste öffentliche Kundgebung nach der Haftentlassung einen Massenbesuch aufweist. Folgt man den Versammlungsberichten der »Bayerischen Staatszeitung« und den „Münchener Neuesten Nachrichten«, so knüpft Eisner inhaltlich genau dort an, wo er bei seiner Verhaftung aufgehört hat, bei der grimmigen Abrechnung mit

dem verhassten Herrschaftssystem ... Eisner geht es ... vor allem um eins: um einen klaren Trennungsstrich zwischen dem deutschen Kaiserreich und der noch zu schaffenden demokratischen Gesellschaftsordnung, damit aber zugleich um die Benennung der Verantwortlichen für Krieg und Niederlage und deren Entfernung aus Spitzenpositionen in Staat und Gesellschaft" (Grau 2001, S.346).¹

Erhard Auer dagegen „setzt auf eine bevorstehende Kabinettsumbildung, mit der König Ludwig die Krise in seinem Land beheben will. Er rechnet damit, dass der Monarch und sein ebenfalls angeschlagener Ministerpräsident Otto von Dandl erstmals in der Geschichte Bayerns auch Sozialdemokraten in ihr Kabinett berufen würden" (Höllner 1999, S.39).

Ein wichtiger Bündnispartner Eisners – neben den Münchener Arbeitern, die sich von Tag zu Tag radikalisieren – ist der *Bayerische Bauernbund* um die Brüder Gandorfer. Karl Gandorfer sitzt seit 1912 für den Bund im bayerischen Landtag, sein Bruder, der blinde Ludwig Gandorfer – enger Freund Karl Liebknechts – führt den Bauernbund an. Doch trotz der Unterstützung, die Eisner von einigen Betriebsräten, manchen Mehrheitssozialdemokraten und vielen Linken erfährt; dass es letztendlich zu einer bayerischen Revolution kommt, die breite Kreise bis hinein ins Bürgertum fesselt, ist Eisners Auftreten bei Massenversammlungen zu verdanken. Mögen manche von Charisma im Sinne einer Ausstrahlung reden; bedeutsam für die richtige „Auftreffstruktur“ des gesprochenen Wortes ist weniger ein in den „Führern“ liegendes besonderes „Licht“, sondern eine Fähigkeit, die Eisner mit Rosa Luxemburg gemeinsam hat: Wenn sie vor den Massen sprechen bzw. für die Massen schreiben, dann haben sie eine Vorstellung von

¹ Alle Zitate werden im Präsens wiedergegeben.

Masse, die anders ist als diejenige, welche die Propagandeaure heutiger Massenkultur in den Medien wohl im Kopf haben. Für Luxemburg und Eisner ist die Masse nicht „die da unten, für die es Massenkultur gibt, die wir zu kritisieren gelernt haben als Verdummungsmachwerk und der wir uns nur selbst mit schlechtem Gewissen ... hingeben“ (Haug 2007, S.34). Die beiden Revolutionäre der Rätezeit sind begeistert für die Masse und begeisterungsfähig, wenn sie in der Masse sprechen.

„Zur Masse gehören auch die Intellektuellen, die der Bewegung zur Sprache verhelfen. Die Masse braucht keine Führer, eben weil sie das politisch gewordenen Volk ist. Das Wort ist selbst Fleisch geworden. Indem es unmittelbar auf das Volk als tätiges, aufbrechendes verweist, entstehen Bilder von Menschen auf Kundgebungen, Demonstrationen, im Streik ... Zu den Bildern kommen Töne, Lieder - statt bloßer Lärm“ (ebd., S.34/35).

Was Eisner befähigt, um - wie wir heute sagen würden - gut anzukommen, ist seine Haltung den Einzelnen und den Vielen gegenüber. Er spricht zu ihnen nicht aus der Position des Lehrers, des Führers bzw. des Gurus, der sich über sie erhebt, weil er meint besser zu sein oder mehr zu wissen; er spricht ihre Sprache, kennt ihr Alltagsleben, kennt ihr Alltagswerkeln und ihr Alltagslieben und baut ihre Sprache ein und um zu einer Rede-weise, die alle ergreift. Wie Bert Brecht es ausdrückt: Die „Worte sind wie Schneebälle, fest und doch jederzeit schmelzbar, in Bewegung um fallen gelassen zu werden, formbar, um benutzbar zu sein“ (Brecht, zit.n. ebd. S.35).

Bis zum Umsturz sind es nur noch wenige Tage. Die Vorgeschichte ist schnell erzählt: Am 3. November 1918 hält Kurt Eisner eine Rede auf der Theresienwiese in München, welche Tausende von Teil-

nehmern so begeistert, dass sie anschließend zum Gefängnis nach Stadelheim ziehen, um inhaftierte Mitkämpfer zu befreien - was ihnen auch gelingt. Am 7. November 1918 kommt es zu einer groß angelegten Friedenskundgebung auf der Theresienwiese, bei der die MSPD-Führer glauben, sie würden Ordnung und Disziplin aufrechterhalten und die revolutionsbegeisterten Frauen und Männer an den Rand des Geschehens drängen können. Doch es kommt anders: Am Rande der Theresienwiese, wo Eisner, Gandorfer und Felix Fechenbach (der spätere Leiter der Staatskanzlei unter Eisner) reden, sammeln sich unzählige Matrosen und Soldaten. Auf die Parole Fechenbachs hin „Soldaten! Auf in die Kasernen! Befreien wir unsere Kameraden! Es lebe die Revolution!“ stürmen die Soldaten zu den Kasernen, wo ihre Kameraden bereitwillig zu den „freien Truppen“ überlaufen.

„Um 21 Uhr sind alle Kasernen in der Hand der Aufständischen. Eine Stunde später haben die Revolutionäre auch alle Ministerien, das Polizeipräsidium, den Bahnhof, die Post, das Telegrafenamtsamt und die wichtigsten Zeitungsredaktionen besetzt. Eisner hat jetzt keine Zeit zu verlieren, bevor von irgendeiner Seite Maßnahmen gegen die Revolution ergriffen werden können, will er vollendete Tatsachen schaffen. Er begibt sich zum Matthäuserbräu am Stachus. Dort tagen bereits die neu gebildeten Arbeiter- und Soldatenräte, die ihn stürmisch begrüßen. Sofort wählen sie Eisner zu ihrem Vorsitzenden. Unmittelbar darauf gehen alle Versammelten zum Landtag und besetzen dort den verwaisten Sitzungssaal. Eisner hält eine kurze Ansprache. Anschließend lässt er sich zum Ministerpräsidenten des Landes Bayern ausrufen“ (Höller 1999, S.47).

Der König verlässt die Stadt in einem Wagen, der in der Nähe Rosenheims von der Straße abkommt und in einem Kartoffelacker landet, aus dem ihn ein Bauer nur widerwillig herausziehen will - ein treffliches Bild für das Ende der bayerischen Monarchie. Am 8. November hängen von beiden Türmen

der Münchener Liebfrauenkirche rote Fahnen, alle Litfasssäulen sind mit Plakaten und Erlassen der neuen Regierung beklebt und die Menschen diskutieren über das Unglaubliche, das innerhalb zweier Tage zur Wirklichkeit geworden ist. Beachtung findet vor allem die Tatsache, „dass die Revolution vollkommen unblutig über die Bühne gegangen ist und dass es Eisner und den in der Umsturznacht etablierten Räten überraschend schnell gelingt, die äußere Ruhe und Ordnung wiederherzustellen“ (Grau 2001, S.362). Bayern wird zum Freistaat, sein erster Ministerpräsident ist ein politisch und philosophisch bewanderter, unabhängiger Sozialist jüdischer Herkunft.

Revolutionsfeier

Am 17. November 1918 werden die Soldaten, Arbeiter und Bauern, die die Revolution erkämpft haben, in das *Große Haus* des Münchener Nationaltheaters eingeladen, um gemeinsam das Errungene zu feiern. „Keine festliche Auffahrt, keine rauschenden Toiletten, keine blinkenden Ordenssterne und Diademe. Die Karten sind durch das Los verteilt worden, so dass das äußerliche Bild ganz anders war als bei den Festaufführungen der Vergangenheit. ... An Stelle der Orden und Diademe vergangener Festaufführungen sieht man diesmal als einzige Auszeichnung rote Armbinden oder rote Schleifen“ (Knauf 1929, S.199).

Eingeleitet wird die Revolutionsfeier durch Beethovens *Leonoren-Ouvertüre*. Sie erklingt, bevor Kurt Eisner auf geschlossener Bühne erscheint und von Beifall umrauscht wird. Mit Bedacht wählt

Eisner die **Leonoren-Ouvertüre** für die Revolutionsfeier. Doch hören wir in sie hinein:

Zwei mit Pauken verstärkte Durakkorde stehen an ihrem Anfang, der zweite Akkord klingt mit einer Dissonanz aus und lässt die leiser werdenden Geigen eine ruhende Landschaft schildern. Im Herbst 1918 sind die Länder trist und leer. Der Krieg hat Landstriche voller Leichen hinterlassen; im Hinterland hungern und frieren die Menschen. Leise mischt sich in die Schilderung dieses Abgrunds das Instrument ein, das der menschlichen Stimme am nächsten ist: Eine Klarinette singt von Leiden, Furcht und Hoffnung; die Geigen übernehmen die Melodie und lassen dann die Stimme einer Querflöte zu Wort kommen, die wie Vogelzwitschern klingt und in ihrem fragenden Dreiklang beharrlich auf die Antwort drängt, ob die Verhältnisse so bleiben müssen. Das kräftige Nein des Orchesters deutet den Umsturz der Verhältnisse an, das Neue, das aber keineswegs ohne Molltöne, ohne Widerspruch und Streit auszukommen vermag.

- Ouvertüre -

Eisner selbst deutet Beethovens im Jahr 1814 geschriebene Ouvertüre am Anfang seiner Ansprache:

„Freunde! Die Klänge, die eben an ihre Seelen gedrungen, malen die Ungeheuerlichkeit eines tyrannischen Wahnsinns: Die Welt scheint im Abgrund versunken, zerschmettert. Plötzlich tönen aus Dunkel und Verzweiflung die Trompetensignale, die eine neue Erde, eine neue Menschheit, eine neue Freiheit ankündigen. So sah Beethoven das Schicksal der Welt. So trug er sein Herz, schwer von Sehnsucht. Durch die Zeiten seines gedrückten Lebens. ... Freunde, was wir in diesen Tagen erlebt, ist ein Märchen, das Wirklichkeit geworden“ (Eisner 1918, zit.n. Kneif 1929, S.200).

Und bevor Kurt Eisner die Anwesenden auszeichnet für ihr Mitmachen beim Umsturz und seine politischen Ziele beschreibt, dankt er seinem vor kurzen verstorbenen Freund Ludwig Gandorfer²:

„Es ziemt sich für mich, heute, wo ich zum ersten Male Gelegenheit habe vor Ihnen zu reden, vor den breiten Massen zu sprechen, die mit am Werke der Revolution gearbeitet haben, des Mannes zu gedenken, der durch einen unsinnigen Zufall zum Opfer der Revolution geworden ist. Durch die Zeiten wird einst wie eine Legendengestalt die Person des blinden Bauern aus Niederbayern schreiten, in dessen Kopfe dieses Werk seherisch vorbereitet wurde. Wir, denen es vergönnt war, in diesen Tagen mitzuhelfen, haben bisher kein Wort in die Öffentlichkeit getragen, wie sich diese gewaltige Umwälzung vorbereitet, wie sie sich vollendet. Aber des einen Mannes wollen wir gedenken, des Bauern, des blinden Bauern aus Niederbayern, Ludwig Gandorfer, mit dem ich Arm in Arm an jenem wilden Nachmittag und Abend durch die Straßen Münchens gestürmt bin, an jenem Tage, der die neue Freiheit schuf. Sein Herz war voll der Ahnungen der neuen Zeit. Und es ist ein grauenvolles Schicksal, dass er den Sieg seines Gedankens nicht überleben durfte. Aber dieses Zusammenarbeiten eines einfachen Schriftstellers, eines geistigen Arbeiters aus der Stadt, mit einem begabten, tapferen, heldenmütigen Bauern vom Lande: das ist das Anzeichen, ein Symbol der neuen Demokratie, die hier in Bayern, in Deutschland, auf der Welt werden soll“. (ebd., S.200/01).

Die *Leonoren-Ouvertüre* von Beethoven hat Eisner für die Revolutionsfeier nicht ohne Grund gewählt. Zum einen symbolisiert sie den Widerstand gegen die reaktionären Kräfte in Europa und zum anderen ist Beethoven für Eisner einer, der es trotz seiner Herkunft geschafft hat, die Weltgeschichte in seine Musik hineinzunehmen:

„Das Ausgestoßensein Beethovens aus der menschlichen Geselligkeit, sein körperliches Leiden, ... seine wirtschaftlichen Bedrängnisse. ... All das wird nicht ... Inbegriff seiner Musik. Seine Tongebilde erfüllt nicht das feindliche Verhältnis des Künstlers zu den Bedingungen seines privaten Daseins. In Beethovens Kunst rinnt das Blut der Menschheit. Die Weltgeschichte ringt und brennt in seiner Musik“ (Eisner 1919a, S.72).

²Ludwig Gandorfer starb überraschend am 10. November 1918 bei einem Autounfall.

Was hat nun die Leonoren-Ouvertüre mit der Weltgeschichte zu tun? Beethoven komponiert sie angesichts der europaweiten Bewegungen gegen die Erregenschaften der französischen Revolution. Im Schlussakt der Oper werden Florestan, dem Geliebten Leonores, vom Minister (als Vertreter der staatlichen Autorität) die Ketten abgenommen und dieser singt: „Nicht, nicht länger kniet sklavisch nieder, Tyrannenstrenge sei mir fern“. Und vor dem Schlusschor „verbindet sich das allgemeine Lob der Gattenliebe mit dem der Freiheit, beides zusammen mit den vom Minister gepriesenen Tugenden von Gleichheit und Brüderlichkeit zur Feier des Geistes von 1789“ (Schreiber 1991, S.59/60). Sechs Wochen nach der Aufführung der überarbeiteten Fassung der Leonore, am 18. Juli 1814 im Wiener Kärntnertortheater, treten in der Habsburgermetropole die „realen Herrscher Europas zusammen, um es neu zu ordnen“ (ebd., S.61). Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die von Beethoven in der *Neunten* als die Zukunft der Menschheit gefeiert werden, verkommen in der Vertragsurkunde, welche von den europäischen Großmächten im Juni 1815 unterzeichnet wurde, zu Tugenden im Dienste von Christentum, Nationalismus und Monarchismus.

Eisners Ende

Ein weiteres 1815 - das war es, wovor Kurt Eisner und seine Genossen Angst haben. In einem Aufsatz vom Juni 1915 - hundert Jahre danach - beschreibt er die Wirkungen des Wiener Kongresses, die seiner Meinung nach die Grundlage für den Ersten Weltkrieg waren:

„Es wurden in Wien nicht nur über den Kopf der Völker hinweg die äußeren Grenzen der Länder bestimmt, es wurde auch über ihre inneren Zustände entschieden. Die Revolution wurde ausgerottet. Die absolute Monarchie wurde, wenigstens in Mittel- und Osteuropa, wieder hergestellt. Alles Freiheitsstreben der Völker wurde mit eiserner Faust niedergeschlagen. ... Man sieht, dass die Souveräne, die in Wien Europa aufteilten und den Weltfrieden stifteten, ihren Untertanen keine andere Aufgabe zuweisen, als die Pflege religiöser Gesinnung, dynastische Treue und die Unterwerfung unter die weisen Befehle der Obrigkeit“ (Eisner 1919a, S.120/122).

Die politische Tagesarbeit Eisners bis zu seiner Ermordung im Februar 1919 hat mehrere Schwerpunkte: Die Stabilisierung der Ernährungslage in Bayern, Verhandlungen mit den Siegermächten unter der Prämisse einer vollständigen Anerkennung der Schuld, die Deutschland daran trug; der Kampf um eine Föderalisierung des Reichs und die Weiterentwicklung der Rätekonzeption bei gleichzeitiger Beibehaltung der parlamentarischen Demokratie. Bei letzterem wird er jedoch vor allem von dem in sein Kabinett geholten Erhard Auer und den anderen MSPD-Leuten massiv behindert. Andere Errungenschaften der Revolution sind heute vergessen, als wären sie eine Selbstverständlichkeit: Den Frauen wird das passive und aktive Wahlrecht eingeräumt; das Wahlalter wird von 26 auf 21 Jahre herabgesetzt und zum ersten Mal in der bayerischen Geschichte ist Religion zum Wahlfach geworden. In einem vorläufigen bayerischen Staatsgrundgesetz werden diese Errungenschaften ebenso niedergeschrieben wie die Abschaffung der Adelstitel und die vollständige Säkularisierung der Schulen. Von den bürgerlichen Kräften und der MSPD weich geklopft und von der Linken (dem neu entstandenen Spartakusbund) kritisiert, stimmt Eisner der Abhaltung einer Landtagswahl am 12.

Januar 1919 zu. SPD und BVP erhalten jeweils über 30% der Stimmen, Eisners USPD kommt gerade auf 2,5%. Putschgerüchte gehen in München um – am 19. Februar – noch vor der Konstituierung des neuen Landtags – ist es dann so weit: Ein selbsternannter »Aktionsausschuss zum Schutz des Landtags« besetzt Bahnhof und verschiedene Ämter und verlangt die Verhaftung Eisners und seine Abschiebung in die Tschechoslowakei. Als neuen Mann an der Spitze Bayerns schlägt der Putschistenführer Lotter den Sozialdemokraten Auer vor. Eisner weiß um die Gefahr auf seinem Weg zum Landtag am 21. Februar 1919, wo er seine Rücktrittsrede halten will. Doch durch die Hintertür möchte er nicht ins Parlament gehen:

„Man kann einem Mordanschlag auf die Dauer nicht ausweichen, und man kann mich ja nur einmal totschießen“ (Eisner, zit.n. Höller 1999, S.148).

Da Eisners Überlegungen zur Konzeption einer Räterepublik und seine außenpolitischen Strategien in der Literatur zur Rätezeit ebenso breit abgehandelt worden sind wie in der umfangreichen Biografie von Grau (1999), möchte ich Kurt Eisner mit zwei Seiten seiner Biografie vorstellen, die in fast allen Schriften ausgeblendet werden: Es geht zum einen um seinen Blick auf die religiösen Bräuche und die christlichen Rituale der katholischen und protestantischen Bevölkerungsteile Bayerns und zum anderen um die sozialen Alltagsverrichtungen, welche die Menschen in die Verhältnisse zwingen, worin sie leiden, lieben und arbeiten. Beides, die Einübung in demütiges Gottvertrauen und das Erdulden unmenschlichen Leidens (nicht nur im Krieg), hat Kurt Eisner in seinen

journalistischen Arbeiten mit feinem Strich ausgearbeitet. Doch die Menschen, die er beschreibt, bleiben den Widersprüchen nicht ausgeliefert; mit seiner Darstellung zeigt er humorvolle und überraschende Wege auf, wie aus christlicher Demut wieder hoffender Mut, wie aus erstarrender Passivität wieder befreiende Handlung werden kann.

Eisner und die Religion

Eisner war jüdischer Herkunft, setzte sich aber mit dem Thema Judentum in seinen Schriften „kaum auseinander“ (Grau 2001, S.49). Sein Biograf weiß auch zu berichten, dass er durch seine schulische und universitäre Ausbildung wohl „den Bezug zur Religion ganz allmählich verloren zu haben“ (ebd., S.51) scheint. Dass er trotzdem sein Leben lang Jude blieb und bleiben wollte, schreibt Grau Eisners „Solidarität mit der Minderheit“ (ebd., S.55) zu: „Zu einem späteren Zeitpunkt hat er die Beibehaltung des jüdischen Bekenntnisses denn auch ausdrücklich damit begründet, eine verfolgte und verachtete Gemeinschaft nicht verlassen zu wollen“ (ebd.). So wenig Kurt Eisner zum Judentum und seiner jüdischen Herkunft schrieb, so sehr hat er sich mit christlichen Ritualen, Feiertagen und dem Alltag der Christenmenschen in Bayern und Franken beschäftigt. So bekannt seine Ideen zur Räteherrschaft wurden, so unbekannt sind seine Interventionen in Alltagsregeln, die in christlichen Gegenden (katholisch wie protestantisch) den Tages-, Wochen- und Jahresablauf strukturieren. So greift Text *„Die vier Könige. Die Urform einer evangelischen Erzählung“* die Herodesgeschichte auf und nimmt sie zum Anlass, den Kindermord von

Bethlehem mit dem Massensterben im Ersten Weltkrieg in Verbindung zu bringen. In einer anderen Kurzgeschichte lässt er die Osterhasen rebellisch werden. Sie beschwerten sich bei den Menschen darüber, dass das Märchen von den Schokoladeneiern, die sie legen würden, sie in ihrem Rassenstolz als Hasen treffe - dass aber gleichzeitig diejenigen „Leute, die so etwas fabrizieren, ... arme Personen, die im Dunkel wohnen, oft Kinder, die hungern“ (Eisner, zit.n. 1929, S.20) im Unbekannten bleiben würden und so die realen Produktionsverhältnisse der Eier-Produktion verschleiert würden.

Sozialismus war für Eisner - mehr oder weniger - auch eine sinnliche Angelegenheit mit religiösen Zügen. In seinem Aufsatz „Religion des Sozialismus“ ist dies - trotz der humoristischen Attitüde - erwähnt:

„Eines Sonntags im Herbst 1908 sollte ich in einer Volksversammlung zu Abendberg sprechen, einem abseits gelegenen fränkischen Städtchen, zu den sieben Orten gehörig, die sich um den Ruhm streiten, die allein echte Stammburg der Hohenzollern zu bergen. Es ist eine katholische Enklave; die fleißigen und still versonnenen Frauen mühen sich in der überlieferten Heimkunst der Silberspitzenklöppelei. Es war die erste sozialdemokratische Versammlung im Ort. Ich durfte also nichts voraussetzen und musste unmittelbar den Zugang zu den unverbildet empfänglichen Gemütern finden. Ich hatte angekündigt, dass ich über »Religion des Sozialismus« sprechen wollte. Aber schon die Überschrift hatte man nicht verstanden und geglaubt, ich würde über »Religion und Sozialismus« reden, über die berühmte Privatsache und dergleichen. Ich hatte mir zuvor vergebens überlegt, wie ich das gewählte Thema ausführen könnte. Noch als ich im Versammlungssaal stand, und der Vorsitzende sich anschickte, mir das Wort zu geben, hatte ich keinen Plan, nicht einmal den Anfang. Mich bedrückte die Fremdheit dieser Hörer. Da, im letzten Augenblick, als ich die andächtig sitzenden Menschen vor mir sah, flogen mir die Gedanken und Worte zu, und ich improvisierte die Ausführungen, die ich hier ... wiedergebe.
Der Vortrag hatte Folgen. Der Pfarrer des Ortes, der zur Versammlung eingeladen, aber nicht er-

schienen war, predigte vorher und nachher fanatisch in die Kirche gegen mich. Da er nicht wusste, was ich gesagt, und auch meinte, ich hätte über die Stellung der Sozialdemokratie zu Religion und Kirche gesprochen, holte er gegen mich vor, was er ... gefunden haben mochte. Seine Gemeinde, soweit sie mich gehört hatte, wurde durch die fortgesetzten Angriffe des Geistlichen gegen mich, aufgebracht, weil man erkannte, dass er gegen eine von mir gar nicht gehaltene Rede schimpfend loszog. Und als der Pfarrer sogar bei einem Begräbnis (eines meiner Hörer) gegen mich predigte, um angesichts des Todes und der ewigen Verdammnis vor dem Verführer zu warnen, kam es zur offenen Empörung der Gläubigen gegen ihren Hirten, die ... damit endigt, dass man es für geraten hielt, den Heißsporn an einen anderen Ort zu versetzen" (Eisner 1919a, S.27/28).

Eisner geht es bei der Bezugnahme auf religiöse Themen immer darum, die mit den kirchlichen Ritualen verbundenen Demutshaltungen und Unterordnungshandlungen der einzelnen Menschen in Frage zu stellen und das Christentum als Bewegung darzustellen, das die Befreiung der Menschen aus Sklaverei und Unterjochung zum Inhalt hat. In einer Besprechung zu August Strindbergs Stück *Advent*, das an den *Münchener Kammerspielen* 1915 uraufgeführt wird³ und das die Wandlung der bösen und gemeinen Menschen durch die Besinnung auf die Idee des Weihnachtsfestes zum Thema hat, zeigt Kurt Eisner, wie das Weihnachtsfest als Befreiungsakt gefeiert werden kann:

„Das Weihnachtsfest ist in seinem geschichtlichen Gehalt eine Weltwende ungeheuerster Kraft. Es ist der Beginn einer neuen Zeitordnung. Der Heiland wächst empor aus Niedrigkeit, Not, Verfolgung. Seine arme Wiege steht mitten im Blutmeer des bethlehemitischen Kindermordes. Die sentimentale und idyllische Verzerrung des Weihnachtsfestes, in der unsere Kalenderdaten-Poeten sich sonst christfestlich behagten, - eine kleine Not, eine kleine Trauer, die unter dem Weihnachtsbaum endigt - ist Strindberg unfassbar fremd. Die Geburt des Erlösers, die Stunde der Erlösung ist ihm in

³ In Kindlers Literaturlexikon sind für die deutsche Erstaufführung irrtümlicherweise am 9.12.1919 die Berliner Kammerspiele angegeben.

Wahrheit Welterschütterung, Weltzertrümmerung,
Weltwende" (Eisner 1919b, S.346).

Neben dem Retten des Befreiungs-Feuers aus den christlichen Alltagsritualen nutzt Eisner die moralisch-ethische Basis, auf die sich das Christentum beruft, um den christlichen Arbeitgebern, den staatlichen Kriegstreibern und den Pfaffen selbst ihre Heuchelei und ihr Pharisäertum um die Ohren zu hauen. So nutzt er die Erzählung der „Vier Könige“ - geschrieben Weihnachten 1916 -, um die christliche Idee des Friedens (als innerlichen Frieden) zu diskreditieren und gleichzeitig die Motive des Deutschen Reichs zur Kriegshetze im Jahr 1914 zu persiflieren: Herodes, psychisch krank und sich verfolgt fühlend durch diejenigen, die in der Vergangenheit verhungert sind, verkrüppelt und geißelt wurden - dieser Herodes irrt durch Judäa, bis er eines Tages aus einem Stall, „der hart an der Stadtmauer stand, wo die Ärmsten hausten, das leise Wimmern eines Kindes, eines Neugeborenen“ (ebd., S.165) vernimmt: „Und siehe da, es versanken die Dämonen und es ward zum ersten Mal ruhig in dem kranken Herzen des Königs“ (ebd.). Weil das Kindlein dem Herodes den innerlichen Frieden bringt und er also der Meinung ist, dass das Kindlein allen Menschen und der ganzen Welt Frieden bringen könnte, wurde ihm Angst und bange, dass dem Kindlein etwas geschehe und der Frieden durch Gewalt und Kriege zerstört werden könnte.

„Sieben Tage und Nächte sinnt König Herodes und berührt nicht Speise noch Trank. Am achten Tag aber ist sein Wissen vollendet, er sammelt seine Knechte um sich und befiehlt ihnen, alle Knaben, die in Judäa geboren, hinfort zu töten und niemand zu schonen außer dem Kind in der Krippe, auf dass niemand wäre, der Waffen führen könnte wider den Erlöser“. (ebd., S.166).

Die drei Könige aus dem Morgenlande, die hören, was in Judäa vor sich geht, sammeln sich und sind sich einig, dass gegen Herodes Krieg geführt werden muss. Die Begründungen sind unterschiedlicher Art: Der eine findet es falsch, dass Herodes die Söhne deines Volkes umbringen lässt, der zweite befürchtet, dass die zukünftige Männerlosigkeit Judäas dazu führen könnte, dass seine eigenen Männer in dieses „Reich der Weiber“ auswanderten und der dritte will gegen Judäa Krieg führen, weil dort der Herrscher des Friedens heranwachse:

„Was aber soll aus uns werden, wenn kein Krieg mehr auf Erden ist? Was bedürfen die Menschen dann Herrscher und Eroberer und Feldherren, wenn sie im Frieden sich freuen und keine Grenzen sind zwischen ihnen und der Name Feind stirbt? Wehe uns, käme über uns die Pest des Friedens“ (ebd., S.167).

Die drei verabreden eine List, um den Herrscher des Friedens zu Tode zu bringen. Sie geben sich als freundliche und heilige drei Könige aus und

„begehren das Kindlein ... in frommer Demut zu schauen, zu beehren und zu beschenken von ihrem Reichtum. Und sie kommen zum Stall, und fallen auf die Knie, vor der Krippe und öffnen ihre Schätze und häufen Gold, Weihrauch und Myrrhen über dem Kindlein“ (ebd.). Seine Mutter finet das Kind später erdrückt unter den schweren Geschenken „und es weint nicht mehr und lacht nicht und öffnet nimmer die Augen“ (ebd., S.167/168).

Auch wenn Kurt Eisner selbst wenig religiös ist. Als Volksbildner und journalistischer Erzieher, als der er sich versteht, kann er nur dann Zugang zu den „Massen“ bekommen, wenn er deren Sorgen und Nöte in seinen erzählerischen Interventionen einzubauen in der Lage ist, gleichzeitig die Sprache der Angesprochenen benutzt und das Material ihres Alltagslebens so bearbeitet, dass Empörung, Rebellion und Befreiung wie selbstver-

ständliche Handlungsweisen in einer kriegerischen, ungerechten Klassengesellschaft erscheinen. Und weil das Weihnachtsfest eine Zeit ist, in der die Herzen und Köpfe der Menschen gerne bereit sind, zu vergeben und den Herrgott einen braven Mann sein zu lassen - wie man in Bayern sagt -, nutzt Eisner jedes Jahr die Gelegenheit, zu Weihnachten den Krieg anzuprangern. Ein Jahr vor den „Vier Königen“ entsteht so „Die Angst der Toten“, eine Erzählung, welche die Bescherung durchs Christkind in den Mittelpunkt stellt:

„Ihr wisst alle, wenn ihr es auch nicht glaubt, dass alljährlich das Christkind einmal auf die Erde kommt, um den artigen Kindern zu beschenken. Das ist nun gar nicht so leicht. Denn wer ist artig? Woher soll das Christkind das so sicher wissen?“ (ebd., S. 131).

Und weil das Christkind also nicht weiß, wer artig ist, kommt es bereits vor Weihnachten auf die Erde, um deshalb nachzufragen. Zuerst fliegt es nach Deutschland, wo es erfahren muss, dass man dort artig gewesen sei und deshalb die teuflischen Engländer bereits am Vernichten sei; in England wird das Christkind dann beschimpft, weil es zuerst bei den barbarischen Deutschen gewesen sei, wo doch die Engländer die Freiheit der Welt verteidigten.

„Schließlich fliegt es nach Frankreich, Belgien, Österreich, Serbien, Italien, Russland, und überall hört es dasselbe, dass die anderen Mörder, Verräter, Rechtsbrecher, Bestien seien und schuld am Krieg, sie selbst aber wunderbare Helden der Freiheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit“ (ebd., S.135).

Ganz am Schluss schwimmt es dann noch nach Amerika, weil diese sich neutral nennen. Doch letztlich findet es nirgends artige Menschen und wandert enttäuscht und mutlos ins Reich der Toten.

Dort sind all diejenigen versammelt, die im Krieg umkamen: „Dem einen fehlen die Beine, dem anderen wachsen statt des Kopfes ein brüchig Gebinde von Splittern. Manche schleppen ihre Eingeweide hinter sich, wie Ketten, und viele umkrallen durchbohrte Herzen mit verstümmelten Fingern“ (ebd., S.136). Aber jeder versucht den anderen zu heilen und ihm Gutes zu tun. Da weiß das Christkind, wen es beschenken kann. Es spricht also zu den Schattenmenschen: „Ich schenke euch das Beste, was ich zu geben habe: Das Leben“. Doch die Schatten sind entsetzt; sie bitten darum, dass ihnen alles genommen werden möge, aber doch nicht das Leben geschenkt. Das Christkind ist völlig verzweifelt, verwirrt und versteht die Welt nicht mehr und fragt also die Totenreichbewohner, weshalb dieses Geschenk so schrecklich sei. Und einer von den Schatten tritt hervor und sagt in zitternder Furcht: „Weil wir wieder einander dann Feind sein würden“.

Eisner geht es in seiner Verwendung religiöser, christlicher Motive und ihrer Verfremdung nicht darum, das Christentum in seiner reinen Form zu verteidigen, sondern vielmehr darum, in all den menschlichen Überlieferungen, wozu auch der biblische Textkorpus gehört, die Selbsttätigkeit der Einzelnen in der Masse anzuregen, die Befreiungsdimensionen in den Alltagsgeschichten freizugraben und die Menschen auf ihre veränderungsfähigen Potenziale hin zu entwerfen. Deutlich wird dieses Bild von den Subjekten in politischen Prozessen in seiner Rätekonzeption, die genau das Gegenteil der KP-Strategie ist, welche die Räte ausschalten will, weil die Partei die Führung übernehmen muss. Hören wir zum Vergleich die Rede von Eugen

Leviné im Münchener Hofbräuhaus vom 14. April 1919:

„Wir wollen den Massen Anschauungsunterricht geben, ihnen zeigen, wie eine Räterepublik aufgebaut wird und was sie von uns zu erwarten haben“ (Leviné 1919, zit.n. Höller 1999, S.222).

Eisner setzt dagegen auf die Schulung der Menschen durch eigene Erfahrungen und nicht durch die Avantgarde der Partei. Bei einem Wahlkampfauftritt am 12. Dezember 1918 wird deutlich, wie er die Menschen „verändern“ will:

„Die Räte sollen die Schulen der Demokratie werden, daraus dann sollen die Persönlichkeiten emporsteigen zu politischer und wirtschaftlicher Arbeit. Das ist der tiefste Sinn des Sozialismus: Selbsttätigkeit der Gesamtheit. Die »Vertreter« der »Masse« - sie mögen noch so tüchtig sein, noch so nützliche Arbeit leisten, aber das sind schon die Leute, die emporgekommen sind. In den Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräten, in der Stadt und auf dem Lande, da kann jeder lernen, politisch und wirtschaftlich tätig zu sein. Darum, Parteigenossen, stehe und falle ich mit diesem Gedanken, dass die demokratische Organisation unmittelbar der Massen selbst künftig die Grundlage aller Entwicklung sein muß“ (Eisner 1918, zit.n. Grau 2001, S.432).

Eisner und der Alltag

Das Leben, Lieben und Leiden der Menschen in kapitalistischen Verhältnissen ist für Eisner als „organischen Intellektuellen“ - wie ihn Antonio Gramsci bezeichnen würde, gleichzeitig der Ansatzpunkt für einen Bruch mit der Zustimmung zu solchen Verhältnissen. Egal, ob Kurt Eisner für ein paar Tage auf der Nordseeinsel Sylt weilt und dort die Sylter Sozialgeschichte mit dem Titel „Eine Gletscherwanderung 40m überm Meer“ für die Leser und Leserinnen von Reiseberichten ausgräbt, um zu zeigen, dass wir Menschen die Geschichte machen; ob er die Kinder- und Heimarbeit beobach-

tet, die der Produktion von Sonneberger Spielwaren zugrunde liegt („Heimverwüstungsarbeit sollte man diesen Bezirk des Grauens nennen, ... wo schon die Gesichter der Kinder zu alten, ernsten Larven erstarrt sind, die nie ein Lachen erhellt“); ob er über einen Vorsitzenden des *Vereins zur Hebung der Badekultur* berichten kann oder über „eine aufgebrezelte“ Bildungsbürgerin den Satz fallen lässt: „Ich hatte den Eindruck, als ob sie jeden Morgen nicht nur körperlich, sondern auch seelisch höchst kompliziert Toilette machte“; Kurt Eisner beobachtet, schildert, erzählt, beschreibt und vergisst an keinem Punkt, dass alles menschliche Leben und Arbeiten mit den für sie kaum erträglichen Klassenverhältnissen und letztlich mit der kapitalistischen Produktionsweise zusammenhängt.

Außerordentlich beeindruckend sind seine sieben *Abschiedsbriefe an eine Freundin* (in Knauf 1929, S. 45ff.), in denen er die Zerstörung einer Liebebeziehung offenbart, die nicht gelingen kann, weil er Kommunist ist und sie eine Frau aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Einfühlsam beschreibt er die kleinen Risse und Sprünge in der Beziehung, die sich schlussendlich zu einem tiefen Graben verbreitern.

Zu Beginn wird ein Spaziergang in den Bergen aus frühen Zeiten erzählt:

„Wir stiegen aus den Bergen hinunter. Das Leben auf einer Einöde, in die wir eingekehrt waren, hatte uns sonderbar berührt. Da spielte sich nun weitab von allem Menschengewimmel ein Lebensschicksal ab im steten Kampf mit den Launen der Natur, und nur aus unendlicher Ferne drang das Brausen des großen Daseins herüber. Nur die Marktpreise des Viehs verknüpften die kleine Familie, die dort oben hauste, mit dem Getriebe der Welt“ (ebd., S.47)

Er, der Kommunist, beginnt nach einer langen Zeit des Schweigens auf dem Nachhauseweg von der Welt der Industrie zu schwärmen, vom lärmenden Treiben der Stadt, nach dem es ihn drängt, von der Möglichkeit der Bindung und Bildung der Menschen im modernen Industrieproletariat, wo nicht mehr die Natur über den Menschen herrscht, sondern er selbst die Möglichkeit hat, sein eigenes Leben zu gestalten:

„Nur wo die Menschen in ihrer Fülle schaffen und wirken, begehren und opfern, ringen und rütteln; wo die Konflikte ... erbarmungslos aneinanderprallen; wo das Leben in tausendfältiger Qual, in ungeheurem Chor des Schreckens aufschreit; wo niemand den anderen kennt, und wo doch gerade deshalb erst das Bewusstsein der Menschen erwacht - nur dort ist das Leben wert, gelebt zu werden“ (ebd., S.48).

Sie dagegen, die ganz sehnsüchtig nach den Bergen und der Idylle dort oben schaut, versteht nichts von seinen schwärmerischen Worten.

„Ich begreif's nicht einmal im Grunde. Deine Ideale bewegen mich nicht, und das, was du Leben nennst, ist mir Widerwille und Qual. Ich hasse die zusammengedrängten Menschen, die sind niedrig, voll schmutziger Begierden und entarteter Instinkte - in tausend Abhängigkeiten eingeschnürt. ... Laß mich zurückkehren zu der Einöde und dort bleiben. Dort kann ich frei und unabhängig sein. Wenn ich den Hühnern ihr Futter streue, wenn ich die Saat sprießen, die Rosen blühen sehe und das Hausgetier friedsam die paar Begriffe seines Daseins austönen höre - dann wird mir warm, und ich fürchte mich nicht mehr vor dem Leben, das mich ängstigt“ (ebd.).

Der Geliebte, dessen Liebe zur Menschheit und ihren Errungenschaften keinen Widerhall bei ihr findet, kann noch so sehr über den Widerspruch zwischen Kultur und Natur aufklären, kann sie darauf hinweisen, dass die Glühbirne ihren Schein in die ganze weite Welt hinausstrahlt und damit das Enge des Dörflichen endlich überschreitbar erscheint: „Deine Einöde ist nicht still, sondern

stumm; nicht friedlich, sondern verschlafen; nicht beharrlich, sondern erstarrt. Die große Unruhe aber des heutigen Daseins ist die Wiege unserer Erlösung" (ebd., S.51) argumentiert er weiter. Ein späterer Abschiedsbrief schildert die Ergebnisse der sozialpsychologischen Studien, die er in der beschriebenen Einöde unternommen hat, welche ihr so gut gefällt und die ihr alle Angst zu nehmen in der Lage ist:

„Nur das Gehöft ist alt, der Bauer haust aber erst seit einiger Zeit dort oben. Er ist zugewandert, er hat das Gut übernommen, von dem der verschuldete Bauer vertrieben ward. ... Er schimpft unflätig auf seine Knechte ... Sie lesen keine Zeitung, sie kennen kein Kunstwerk, sie wissen nichts von den großen Kämpfen der Menschheit und all den gewaltigen Bewegungen ihrer Zeit. Und eine verreckende Kuh ist ihnen Schicksal" (ebd., S.56).

Egal, wie er argumentiert und ihre Sätze ins Leere laufen lässt, um sie von der Richtigkeit seiner „Welt-Anschauung" zu überzeugen; ein Zusammenkommen ist nicht mehr möglich und zum Schluss ist sie ihm fremd geworden. „Und fast will es mir scheinen, als ob es auf der ganzen Welt keinen Menschen gibt, den ich so wenig kenne wie dich" (ebd., S.71).

Schluss

Kurt Eisner, der bayerische Ministerpräsident, der gleichzeitig Sozialist war, war - wie nun zu erkennen ist - nicht nur einer, der sich auf dem politischen wie parteipolitischen Parkett gut bewegen konnte. Eisner war in seiner journalistischen Arbeit, in der Art und Weise, wie er die Menschen ansprach und nicht zuletzt als Vertreter der Räte-Idee einer, für den das politische Han-

deln nicht an der Haustür zum Privatbereich endete und der – egal, wie groß seine Enttäuschungen gewesen sein mochten – immer auf die Menschen setzte. Sie, und nur sie konnten mit der Vergangenheit brechen und den demokratischen Neuanfang, den er sich so sehr wünschte, tätig verwirklichen. Können wir daraus für heute etwas lernen?

Literatur:

- Eisner Kurt (1919a). Gesammelte Schriften. Erster Band. Paul Cassirer: Berlin.
- Eisner Kurt (1919b). Gesammelte Schriften. Zweiter Band. Paul Cassirer: Berlin.
- Grau Bernhard (2001). Kurt Eisner. 1987–1919. Eine Biographie. C.H. Beck: München.
- Haug Frigga (2007). Rosa Luxemburg und die Kunst der Politik. Argument: Hamburg.
- Höller Ralf (1999). Der Anfang, der ein Ende war. Die Revolution in Bayern 1918/19. Aufbau: Berlin.
- Knauf Erich (Hg.). (1929). Welt werde froh! Ein Kurt-Eisner-Buch. Zum 10. Jahrestage der Ermordung Kurt Eisners. Buchmeister-Verlag: Berlin.
- Schreiber Ulrich (1991). Die Kunst der Oper. Geschichte des Musiktheaters. Band II. Das 19. Jahrhundert. Büchergilde Gutenberg: Frankfurt.